

Topia II

Vom spiegelglänzenden Hochhaus zur Ruine in wenigen Sekunden, vom zeitlosen Bau zum kariösen Zahn im Stadtgebilde: Aus unbekanntem Gründen werden da scheinbar völlig intakte Häuser demontiert. Aber das Neue kommt nur wenig später, wächst eben so schnell empor: Flink bauen Arbeiter an Gerüsten, Beton sprüht endlos aus Rohren, stetig bringen Kräne Nachschub. Es wächst und wuchert. Und bald ist das Alte vergessen.

Josephin Böttgers Filminstallation Topia II dokumentiert den Neubau des Europazentrale des japanischen Olympus-Konzerns in Hamburg-Jenfeld sowie den Abriss der Vorgängerbauten. Es ist ein knapp zwei Jahre andauernder Vorgang, den Böttger aber nicht streng dokumentarisch, sondern vielmehr in Fragmenten zeigt; als Zwei-Kanal-Videoinstallation, begleitet von einer atmosphärischen Quadrophonie des Hamburger Musikers und Soundkünstlers Felix Kubin.

Während eine der beiden Projektionen den Abriss ständig in Nahaufnahme zeigt – herabhängende Kabel wie Lianen, Schutt, der immer wieder wie Wasser über das Bild rieselt – zeigen am anderen Filmkanal lange Totaleinstellungen im Zeitraffer den Bauvorgang verdichtet, in unwirklicher Geschwindigkeit. Man sieht die beeindruckende Präzision des Prozesses, man sieht die offenen Stellen, die Durchlässigkeit des Rohbaus. Man sieht Zwischenräume und offene Leitungen: Lebensadern innerhalb der Wände, die erst wieder zum Vorschein kommen, wenn die Fassade abgerissen wird. Und man sieht die Schwebe, in der die halbfertigen Betonverschalungen hängen: Das Gebäude, das da von oben bis unten in Gerüst verpackt ist, wird es gerade gebaut oder demoliert?

Fast wie von selbst ziehen sich die Häuser im Eiltempo hoch – aber es ist keine unheimliche Kraft die da wirkt. Es sind Menschen, die da bauen, daran lässt Böttger keinen Zweifel, wenn sie näher tritt: Dutzende Männer huschen da hektisch, beinahe roboterartig über die Zwischendecken, in Helme und Warnwesten gekleidet, verrichten das Werk der Planer und Architekten. Während der Zeitraffer die einzelnen Handgriffe verschwimmen lässt, macht er das große Ganze, die Choreographien der Baustelle umso sichtbarer: Wer läuft, weiß genau wohin, wer steht, wartet auf seinen Zug. Spezialisierte Kräfte wissen um ihr Werk, die Stahlflechter krümmen sich über den Boden, bevor die Betonierer darüberziehen. Ein Zahnrad greift ins Nächste, Kommunikation läuft schnell und direkt – wie die aufgenommenen polnische Rufe, die in Böttgers Installation im ehemaligen Kraftwerk Bille via Lautsprecher aus einem Kabuff dringen.

Es ist ein im Grunde normaler Vorgang im urbanen Raum – Gebäude werden abgerissen, durch Neue ersetzt – den Böttger da beobachtet. Doch in der Rasanz der Bilder, in der atmosphärisch-schwebenden Soundkulisse, in der Drastik des gigantischen Projekts, die die verdichtete Montage erst fassbar macht, liegt vor allem ein düsterer, bedrohlicher Unterton. Das wird auch in den inszenierten Sequenzen klar, die das Geschehen immer wieder unterbrechen: Müde geht da eine Person in Arbeitskleidung an einem riesigen Haufen Sand vorbei, im Hintergrund der rote Himmel, die Elbphilharmonie, die Türme Hamburgs. Langsam klettert sie den

Sandberg hoch, schaufelt hin und her, ab und auf, kämpft gegen den Wind. Immer mehr Sand wird wie sinnlos hin- und hergeschaufelt, Sand bildet Formationen, Sand rinnt wie Zeit durch Finger. Eine kurze Verschnaufpause des Absurden, ein kurzer Moment des Innehaltens. Und dann wird wieder weitergebaut. Tag und Nacht.

Inzwischen ist Kubins mal tosende, mal plätschernde Quadrophonie vom Schwebend-Atmosphärischen zum Düster-Bedrohlichen angeschwollen; als würde man hier gegen die Apokalypse anbauen, während die Wolken rasend schnell vorbeiziehen. Böttger zeigt den immer schneller werdenden Kreislauf der urbanen Erneuerung als akzelerationistischen Strudel, als ein dystopisches Ballett. Die Fragmentierung, die Beschleunigung – es ist ein rastloses Weltgefühl, das sich am Kreislauf Abriss-Aufbau-Abriss abzeichnet.

Denn dieser eigentlich normale Vorgang – ein Haus wird abgerissen, ein Neues kommt stattdessen – scheint im Hamburg der Großbaustellen längst zum Selbstzweck, zum Fetisch des Prozesses geworden zu sein. Wenn selbst intakte Häuser ruiniert werden, um Platz für Neues zu schaffen – kaum ein Jahrzehnt alt war das Gebäude, das die Olympus-Zentrale davor beheimatete – so kommt auch im Topia II die Baustelle, der ewige Prozess, nicht zum Schluss: Das Haus, es darf nicht fertig werden. Weil Geschichte weiter geht, oder weil Rendite gemacht werden muss.

Raphael Dillhof Juli 2019